

E R N E S T O

„Paß auf dich auf, mein Junge!“ Mutter hört nicht auf, diesen Satz zu sagen. „Paß auf dich auf, mein Junge!“ Immer wieder. So viele „Ja’s“ habe ich gar nicht mehr auf Lager, die ich sagen müßte, damit Mutter aufhört, diesen Satz zu sagen und damit dieser Satz aufhört, in mir die Angst zu schüren, was er nämlich macht, seit Mutter angefangen hat, ihn noch mal und noch mal zu sagen. Alle starren mich an, das spür ich. Es sind Angstblicke, das spür ich auch. Mutters Stimme wird bei jedem Mal, wo sie den Satz sagt, weinerlicher. Das läßt die Angst wachsen. Bei mir und in den Blicken. Sie soll damit aufhören. Das müßte ich ihr sagen. Mach ich aber nicht. Sie redet weiter, immer weiter, immer den gleichen Satz. Dabei umarmt sie mich. Ihre Arme liegen so fest um mich, umschließen meinen Körper, klammern mich, so als ob sie mich nie mehr loslassen möchten. Das läßt mich schwitzen, nicht nur unter den Schultern, nein überall, vor Allem auf der Stirn und Mutters dickes Haar, in dem der Rauch der Kochstelle sich eingenistet hat, klebt an meiner Haut fest. An Mutter vorbei sehe ich Tonito, neben der Tür zur Hütte steht er, bewegt sich nicht, sagt nichts, starrt mich nur an. Mein kleiner Bruder Tonito, da neben der Tür steht er und starrt mich an Mutters dicken, schwarzen Haaren vorbei an. Regungslos. Mein Begleiterchen, immer und überall war er mein Begleiterchen und ist mit mir mitgegangen, wohin ich auch gehen mußte oder manchmal auch gehen wollte. Immer, überall war er bei mir.

Nur nicht jetzt. Jetzt steht er dort, weg von mir, getrennt durch Mutter und ein paar Schritte festgetretener Erde vor der Hütte. Er kommt nicht näher, bewegt sich nicht, starrt mich nur an. Er versteht die Welt nicht mehr. Das seh’ ich seinen Augen an. Weit aufgerissen starren sie auf mich. Auf mich, Ernesto, den Ältesten. Für ihn bin ich sein Vater. Nicht in echt, nur im Leben. Aber das zählt mehr, den Echten kennt er gar nicht. Er kennt nicht die Hand seines Vaters. Er kennt nur meine Hand. Von meiner Hand hat er gelernt. Sie hat ihm die Regeln des Lebens gezeigt, dann, wenn er ruhig sein sollte, wenn er mit Mutter oder Rebecca oder Rafael Feuerholz sammeln sollte, wenn er bei den Nachbarn nach Reis fragen sollte, wenn er Wasser unten im Bach holen sollte, wenn er essen oder schlafen

sollte. Tonito wird bleiben. Ich nicht. Nur noch einen kurzen Moment bin ich hier, von Mutters Armen festgekrallt vor der Hütte. Tonito läßt mich nicht aus den Augen, starrt mich an und ich ihn, alleine ihn. Aber ich weiß, sie sind alle da, Maynor, Juanito, Maria, Rebecca, Nora, Rafa, Enrique und Tonito. Nur Tonito sehe ich, die Anderen sehe ich nicht, Die stehen alle hinter Mutters schwarzem, dickem Haar, das in meinem Gesicht an meinem Schweiß festklebt und mir die Sicht zu allen anderen Geschwistern neben Tonito an der Hütte dort versperrt.

Alle sind sie auf dem Platz vor der Hütte. Drinnen ist niemand. Wie immer, eigentlich wie immer, wie jeden Tag von diesen vielen Tagen, die mein Leben ausmachen. So bald die Dunkelheit der Nacht sich aufgelöst hat, bleibt keiner in der Hütte. Nur zum Feuermachen für den Kaffee aus Resten, wenn Reste da waren, oder für Tortillas, wenn wir Mais für den Teig bekommen hatten.

Danach waren wir alle draußen, mit Machete, den ganzen Tag, erst Feuerholz schlagen, dann Feuerholz sammeln, dann Feuerholz schleppen, endlos lange Pfade lang schleppen. Über die Hügel hinunter zum Dorf. Meine Füße voller Narben von den Wurzeln und überstehenden Steinen, an denen die nackten Zehen ihre Haut verloren. Oft war das Holz drückend schwer, unhandlich und kaum zu schleppen. Wem hätte ich das sagen sollen. Darum ging es doch. Je mehr Holz wir runterschleppten, umso lohnender war es hinterher, dann wenn die Last uns vom Nacken fiel und wir mit Essen dafür bezahlt wurden. Ich mußte das Holz schleppen, soviel wie nur möglich. Wir brauchten das Essen. Mein Magen knurrte, Tonitos Magen knurrte. Manchmal so laut, da brauchten wir gar nicht mehr mit einander reden. Dieses Geräusch los zu werden, darum ging es jeden Tag aufs Neue. Da vergißt du deinen Rücken, vergißt die Schmerzen von dem Holz, das dir auf den Nacken schlägt. Du vergißt die Stiche, die du im ganzen Körper spürst, wenn du mit diesen vielen Holzprügeln auf deinem Nacken über einen Stein oder eine Wurzel stolperst, deine nackten Zehen anschlägst und dann die vielen Hölzer jedes für sich noch mal auf deinen Nacken prasseln. Dein knurrender Magen läßt dir keine Zeit für Pausen, wo du das Holz neu stapeln könntest, einmal durchatmen könntest, Luft holen könntest und dem blau werdenden, schmerzenden Zeh mal eine kurze Laufpause geben könntest. Der Hunger treibt dich weiter voran, weil du das Ziel kennst, weißt was passieren wird, wenn du endlich angekommen bist im Dorf bei den Leuten, die das Holz von

dir abnehmen. Die Last war weg. Die Schmerzen verschwunden. Dann, wenn du das Ziel erreicht und die Hölzer abgegeben hast. Wenn du wieder losgehen konntest, auf den Rückweg mit ein paar Eiern, Mais, Bohnen, manchmal etwas Brot, selten etwas Kaffee, Milchpulver für die Kleinen, ein Beutelchen Öl, manchmal ein bißchen Kohl, Zwiebeln, manchmal sogar ein paar nicht ganz abgenagte Knochen für das Essen. Nie genug. So war das jeden Tag. Die Hütte hier oben war leer. Den ganzen Tag über, so wie sie jetzt leer ist.

Aber jetzt ist niemand unterwegs, kein Feuerholz, kein Essen. Alle stehen sie da vor der Hütte, stehen da und starren mich an, wortlos, leise. Zu hören ist nur das Scharren der Hühner zwischen ihren Beinen, das hör ich, dieses immer gleiche Scharren auf der aussichtslosen Suche nach Essen, nach Würmern, die sie hier nie finden werden, hier direkt auf dem festgetretenen Platz vor der Hütte, hier wo alle meine Geschwister reglos stehen und mich anstarren. Ich hör auch das leise Grunzen des Ferkels, das eigentlich kein Ferkel mehr ist, weil es ja schon längst die Zeit des Ferkellebens überschritten hat, aber von der Größe eines Ferkels nicht weg kommt, weil die Reste, die es zu fressen bekommt, viel zu wenig sind, um das Ferkelleben nach seiner dafür angesetzten Zeit abzuschließen. Ich sehe es nicht, höre nur sein leises Grunzen und stell mir vor, wie es da neben der Tür hinter Mutters dickem, schwarzem Haar und neben Tonito und allen meinen anderen Geschwistern liegt und mit geschlossenen Augen leise vor sich hin grunzt.

Die Einzige, die spricht ist Mutter. Schon wieder hör ich ihr weiß-ich-wie-oft-gesagtes: „*Paß auf dich auf, mein Junge!*“ da kommt Onkel José den Pfad entlang auf uns zu. Es ist soweit. Jetzt wird es ernst. Ganz sicher wird es jetzt ernst und Mutter wird bestimmt noch weiter ihren Satz sagen, vielleicht auch nur noch für sich selbst, nicht mehr so laut, nicht so, daß Onkel José ihn hören könnte. Aber ich bin mir sicher, daß sie ihn weiter in ihrem Körper innen drin sprechen wird.

Onkel José kommt wegen mir. Er wird mich mitnehmen, weg von dieser Hütte, in der ich jede Nacht geschlafen habe und jeden Morgen aufgewacht bin. Der einzige Ort an dem ich in meinem Leben geschlafen habe.

Die Anderen, alle meine Geschwister, die bisher noch nicht in einer Holzkiste von dieser Hütte weg getragen werden mußten, um unten im Tal auf dem Gottesacker in einer vorher von ein paar Männern mit

Schaukeln ausgehobenen kleinen Grube eingebuddelt zu werden, stehen noch immer lautlos und unbeweglich da. Selbst Leonora rennt nicht auf ihr Lieblingsonkelchen zu, was sie sonst, bei allen Besuchen, an die ich mich erinnern kann, immer gemacht hat. Immer ist die kleine Nora Onkel José sofort auf den Arm gesprungen, wenn er zu unserer Hütte zu Besuch kam. Da war sie nie aufzuhalten.

„Onkel José! Bleib bei uns oder nimm mich mit!“ Sie zeigte ihm sofort, wie sehr sie ihn mochte, schmiegte ihr dünnes, bleiches Gesicht an seine unrasierten Wangen und war stolz über die roten Flecken, die sie von seinen Bartstoppeln bekam. Heute bleibt sie stehen, bewegt sich nicht, sagt nichts, beobachtet nur. Beobachtet Mutter, Onkel José und mich. Wir sind die einzigen, die sprechen, die einzigen, die sich bewegen. Da steht Onkel Jose vor mir, den Rucksack auf dem Rücken, und wirft mir eine Plastiktüte zu:

„Für Dich, Ernesto. Die ziehst du am besten erst unten im Dorf an. Auf keinen Fall jetzt, weil dann bekommst du davon Blasen.“

Mutter läßt mich frei. Das muß sie, sonst hätte ich keine Chance, um nach der von Onkel Jose mir zugeworfenen Plastiktüte zu greifen. Mutter greift sich dafür Baby Maynor von Rebeccas Armen, was beide nicht verhindern können, weder Rebecca noch Baby Maynor, dem Mutters Arme eigentlich fremd sind, weil immer Rebeccas Armen ihn tragen. Vielleicht spürt Baby Maynor, wie wichtig er jetzt für Mutter ist, jedenfalls protestiert er nicht, behält sein sonst in einem solchen Moment einsetzendes Geschrei in seinem Inneren verschlossen.

Ich öffne die Tüte. Da sind Schuhe, ein Paar Schuhe, zwei Stück, für jeden Fuß einen, keine Neuen, aber Schuhe ohne Löcher. Ich halte sie an die Füße, will sehen, ob sie passen. Das ist ungenau. So kann ich das nicht feststellen. Deshalb betrete ich einen der beiden mit einem Fuß. Wenn ich meine Zehen ganz nach vorne schiebe, ist hinten noch viel Platz. Meine Finger passen da noch dazwischen. Aber die will ich ja nicht in die Schuhe stecken. „Besser so, als zu kurz! Du wirst sie gut gebrauchen können“. Wie er das sagt, verpaßt mir Onkel José seinen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. Ich strahle ihn stolz und zufrieden an. Wann hatte ich schon einmal Schuhe? Noch nie zuvor in meinem Leben gab es solch einen Moment, wo einer meiner Füße in einem künstlichen Gefäß gesteckt hätte. Ein völlig neues Gefühl. Dabei bin ich schon 16. 16 Jahre alt. Das sagt zumindest Mutter. Und Elena von der Hütte unten am Wasser, meinte gestern auch, als ich sie nach dem Feuerholz-ins-

Dorf-schleppen getroffen habe und mit ihr fast bis zu ihrer Hütte mit gelaufen bin, daß ich mit meinen 16 Jahren so eine Reise machen könnte. Sie war traurig bei ihren eigenen Worten und brachte mich in Verlegenheit, als sie mich auf dem Pfad zu ihrer Hütte zu fragen anfang, ob ich sie den lieb hätte und ob ich es gut fände, wenn sie auf mich warten würde, damit wir dann, wenn ich zurück sei und ein bißchen Geld verdient hätte, mit ihr zusammenleben würde, wir dann unsere eigene Hütte bauen könnten und dort unsere Kinder bekämen. Sie hat mich zu sehr damit überrascht, so sehr, daß ich ihr keine Antwort geben konnte. Mir kamen die Bilder dafür nicht in den Sinn, ich konnte es mir nicht in Gedanken ausmalen, wie es sein könnte, mit Elena in einer Hütte zu leben und dort gemeinsam Kinder zu bekommen. Da wurde sie noch trauriger, als sie es in dem Moment der Frage an mich schon war und Tränen schossen erst in, dann aus ihren Augen. Mit ihren Handrücken wischte sie schnell die Tränen weg. Die waren ihr peinlich. Mir ehrlich gesagt auch, weil ich nicht wußte, welche Worte ich hätte sagen müssen, damit die vielen Tränen in ihren Augen wieder hätten trocknen können. Um keine falschen Worte zu benutzen, entschied ich mich zum Schweigen. So stand ich sprachlos, mit hilflosen Augen und hängenden Armen neben ihr und da entschied sie sich, nicht mehr dieses Schweigen mit mir zu teilen.

Sie kam auf mich zu, für einen kurzen Moment, ganz nah, so nah, wie sie noch nie zuvor nah zu mir gekommen war und als sie ganz nah war, da küßte sie mich. Ja wirklich, es war ein Kuß von Elena dort unten am Pfad, nicht weit weg von ihrer Hütte. Ihre Lippen berührten meine Lippen, ganz kurz, ganz warm, ganz weich und auch ein bißchen feucht. Ich hätte das gerne viel länger, viel, viel, viel, viel länger gespürt, hätte gerne zurück geküßt, aber Elena drehte sich sofort um und wünschte mir noch eine gute Reise. Dann ist sie los gerannt, ganz schnell den Pfad zu ihrer Hütte entlang. Ich blieb stehen. Noch einen langen Moment lang blieb ich an dieser Stelle stehen, mit dem Geruch von Elenas Mund in meiner Nase blieb ich da stehen, so bewegungslos, wie Tonito jetzt an unserer Hütte steht, und schaute der weglaufernden Elena hinter her, bis sie verschwand und ich nichts mehr von ihr sehen konnte, und ich damit aufhören mußte zu hoffen, sie könnte noch einmal zurück kommen und noch einmal ihre Lippen auf meine Lippen drücken. Sie kam nicht mehr und ich ging nach Hause, um dort die letzte Nacht neben

Tonito auf der Bastmatte hinter der Tür in unserer kleinen Hütte zu verbringen.

Beim Anblick von Onkel Josés Schuhen an meinen Füßen verliert Tonito für einen kurzen Moment seinen starren Blick und gewinnt dafür seine Worte wieder: „*Bekomme ich die Schuhe nach dir Ernesto?*“ Mutter, mit Baby Maynor fest umklammert im Arm, hält Tonito zurück. Er soll die Schuhe nicht anfassen. Warum, das verstehe ich nicht. Hat sie Angst, die Schuhe könnten an seinen Händen kleben bleiben? Ich will sie fragen, aber Onkel José ist schneller, „*Vamos Ernesto. Komm wir müssen los!*“ Er drängelt, will los, weil er den weiten Weg kennt, zumindest einen Teil davon, auf jeden Fall mehr als ich. Ich kenne nur den verschlungenen Stolperpfad bis zum Dorf, aber wir wollen ja viel weiter, heute noch. Onkel José weiß von einem Pritschenauto, das heute, wenn die Sonne am höchsten steht, sogar bis Agua Caliente fährt. Das ist der Grenzort am Ende von Honduras, hat Onkel José mir erzählt. Er hat dem Fahrer schon Geld gegeben, damit wir auf der Pritsche mit fahren können. Wir müssen nur pünktlich sein. Deshalb drängelt Onkel José jetzt, wir müssen aufbrechen.

Meine Geschwister stehen immer noch bewegungslos vor der Hütte. Nur Mutter mit dem in ihren Armen verwachsenen Baby Maynor kommt wieder auf mich zu und ich fürchte mich vor ihrem Satz. Aber sie sagt ihn nicht. Sie steckt mir etwas zu, ein kleines Plastikbeutelchen drückt sie mir in die Hand. Erst danach beginnt sie zu reden.

„Hier Ernesto, das ist alles, was ich dir mitgeben kann. Für alle Fälle. Paß auf dich auf, mein Junge. Wir brauchen Dich, wir brauchen deine Hilfe.“

Das hätte Mutter nicht sagen sollen. Solche schweren Worte, jetzt, wo Onkel José drängelt. Elena mit ihren nassen Augen, gestern auf dem Pfad nicht weit weg von ihrer Hütte kommt mir in den Sinn und jetzt spür bei mir selbst, wie das ist, wie schnell Augen naß werden können. Es kommt einfach. Das Wasser, steigt in die Augen, ohne daß du das willst oder auch wenn du willst, daß es auf keinen Fall kommen soll, hast du keine Chance. So eigensinnig ist das Tränenwasser. Es kommt dir in die Augen. Ganz von Alleine. Aber ich will kein Wasser in den Augen haben, auf keinen Fall. Ich bin doch kein Mädchen, und schon gar nicht so ein Jammerlappen, einer von diesen Jungs, die heulen. Ich bin Ernesto, der Älteste von

denen, die alle hier vor der Hütte stehen und mich anstarren, bin Tonitos Papa im Leben.

Und es ist meine Aufgabe, für die Anderen zu sorgen. So sagen es Alle, schon seit ewig. Mutter erwartet dies von mir, das hat sie schon oft genug so gesagt, und die Anderen, die da stehen auch. Es sind meine Geschwister, die da stehen, blaß, dünn, kränklich, ohne Essen und ohne Schuhe. Und ich hab jetzt Schuhe. Onkel José hat sie mir mitgebracht für nachher, für unten im Dorf. Da werd ich sie anziehen, bevor wir auf das Pritschenauto steigen. Mit Schuhen werde ich die große Reise in den Norden machen. Im Dorf unten, da werd ich sie anziehen und dann gibt es den barfüßigen Ernesto nicht mehr.

Und bald werden wir dann dort ankommen, wo ich für meine Arbeit so viel Geld bezahlt bekomme, daß Mutter und Alle, die hier vor der Hütte stehen richtig essen können, richtig gut mit Huhn in der Suppe und nicht nur den Hühnerknochen, die wir beim Feuerholzverkauf zum Kochen bekommen. Nein, richtige Hühner wird Mutter kaufen können, mit Fleisch an den Knochen, gutes Fleisch, nicht dieses zähe Fleisch der mageren Hühner, die hier vor unserer Hütte keine Würmer finden. Gute Hühner wird Mutter kaufen können, vielleicht zwei, drei Mal im Monat und davon wird sie ihre Suppe kochen können, mit Mais, mit Yuca, mit Ayote, Zwiebeln, Möhren, Kerbel und Reis, viel Reis, den Tonito nicht mehr in der Nachbarhütte da unten am Fluß, bei Elenas Eltern erbetteln muß. Den Reis wird Mutter unten im Lädchen kaufen können und davon an Elenas Eltern ihre vielen geliehenen Packungen zurückgeben können. Und Rebecca wird einige Stücke vom Huhn lecker in Schmalz braten und Tonito wird es nicht erwarten können, bis er davon endlich ein Stück abbekommen wird. Und alle werden satt sein davon, richtig satt, und sie werden an Ernesto denken, der für dieses Essen Mutter das Geld geschickt hat.

Das alles wird passieren, wenn ich ankomme und von dem gut bezahlten Geld für meine Arbeit Mutter Geld schicken kann. Unten im Dorf wird es ihr gegeben werden. So hat sie es mit mir besprochen. Auf der Bank wird sie es in ihre Hände bekommen, geschickt von Ernesto, ihrem Ältesten aus Nordamerika für Mutter und Alle, die hier vor der Hütte stehen und mich immer noch so wortlos anstarren. In ein paar Wochen wird sie ins Dorf runterlaufen und in der Bank fragen, ob von Ernesto, ihrem Ältesten, auf den sie

so stolz ist, weil er sich mit Onkel José auf die Reise gemacht hat, Geld für sie angekommen sei.

Das ist meine Aufgabe, die ist mir zgedacht, so hat Mutter mir es einmal erklärt, weil ich der Erstgeborene bin. Das wird von mir erwartet. Da ist es nicht o.k., jetzt die Augen voller Tränen zu haben, jetzt, wo alles losgehen soll. Das geht nicht. Ich möchte nicht, daß Mutter denken könnte, ich hätte Angst und könnte die Reise nicht schaffen, wäre nicht geeignet dafür.

Ich bin der Einzige von uns, der diese Reise schaffen kann. Das weiß ich. Rebecca, die nach mir kommt, die ist erst zwölf und außerdem ein Mädchen. Die muß bei Mutter bleiben.

Onkel José hat mit mir geplant, hat mir erzählt, wie die Fahrt bis nach Agua Caliente, bis zur Grenze, sein wird. Da war er schon einmal, bis dahin weiß er genau Bescheid. Wie es dann werden wird, wie wir über die Grenze kommen werden hinter der Honduras aufhört und Guatemala anfängt, und wie es in Guatemala anders sein wird als hier bei uns und wie lange wir dort in Guatemala durch das Land fahren werden müssen bis wir zur nächsten Grenze kommen werden und wie diese Grenze aussehen werden wird und wie wir dort weiterkommen werden, und wie viele Grenzen überhaupt noch kommen werden, das alles weiß auch Onkel José nicht.

„Auf der Strecke werden wir alles erfahren, Ernesto. Mach dir da mal keine Sorgen.“ Die mach ich mir auch nicht. Nicht, wenn Onkel José dabei ist. Außerdem hat Mutter mir auch noch ihr „für alle Fälle“ Erspartes in die Hand gedrückt.

„Komm schon, Ernesto, es ist spät.“ Onkel José zieht an meinem Arm und winkt mit seinem anderen Arm den vor der Hütte stehenden zu. Meinen Geschwistern. Tonito bricht wieder das Schweigen. „Laß mich nicht allein, Ernesto. Kommst du wieder? Bitte, bitte sag, daß du wieder kommst?“

Mein kleiner Tonito. Am liebsten würde er mitkommen. Natürlich geht das nicht. Dazu ist er viel zu klein und für diese Reise noch nicht geeignet. Ich muß ihn allein lassen. Anders geht das nicht. Er hängt sich an mich, umklammert mein Bein. „Laß mich nicht allein, bitte, Ernesto, bitte.“ Ich muß los, schnell weg von hier, weg von der Hütte, weg von meinen Geschwistern, weg von Tonito. Sie alle sollen mein Gesicht nicht sehen, nicht mit diesen feuchten Augen. So hört Tonito mein leises, mit Tränen belegtes: „bin bald wieder da, mein Kleiner!“ nicht mehr.

„Da ganz oben, das ist der Anfang von Nordamerika.“ Roberto zeigt mit dem abgebrochenen Ast ganz oben an das Ende des Bildes, von dem Onkel José sagt, das sei eine Landkarte. Und eine Landkarte sei ein Bild, auf dem Städte und Dörfer, sogar auch Flüsse und Berge aufgemalt sind und manchmal auch, dann, wenn diese Bilder so groß sind, wie dieses hier an der Wand, auch ganze Länder.

„Diese ganze Riesenfläche davor, eigentlich fast die ganze Karte, das ist alles Mexiko. Da müssen wir durch. Diese verdammt lange Strecke müssen wir machen, dann erst kommt die Grenze nach Nordamerika. Hier ganz unten, an diesem Zipfel da sind wir jetzt. Und wenn wir uns hier eine Daumenlänge dazudenken, dann ist da Honduras, da kommt ihr her.“

Onkel José neben mir fragt nur, ob das wahr sei, was Roberto uns an diesem Bild hier erzählt. „Verdammt, das ist der Wahn! Da werden wir noch ewig unterwegs sein.“

Roberto nickt. „Ja. So ist es. Es ist die übelste Strecke für uns, verdammt weit, manchmal verdammt kalt, manchmal verdammt heiß, verdammt gefährlich, verdammt hart.“

Roberto weiß, wovon er spricht, er ist schon zum vierten Mal unterwegs. Einmal war er schon ganz oben, kurz vor Texas, da hat ihn die „Migra“ geschnappt und ihn mit etlichen anderen wieder hier hin gebracht, zurück über die Grenze. Er sagte den Männern von der „Migra“ er sei „Chapin“, käme aus Guatemala. Das wollten sie ihm nicht glauben und er mußte den Namen des Präsidenten sagen und ein Stück der Nationalhymne singen und Roberto konnte das, wußte den Namen, konnte singen. Das hat mich beeindruckt. Und die Männer von der „Migra“ auch. Sie brachten ihn nur nach Tecum Umán, drüben in Guatemala, auf der anderen Seite des Flusses, an dem wir ihn gestern getroffen haben. Dabei kommt er aus Santa Ana in El Salvador. Mich hätte die „Migra“ nach Honduras zurückgebracht. Ich hätte nichts von dem singen oder sagen können, was Roberto uns da erzählt hat.

Er will genau wie wir nach Texas. Sein Vetter ist dort seit einigen Monaten und hat ihm geschrieben: „Komm nach Houston Roberto, hier verdienst du gute Dollars.“ Und in El Salvador verdiente er gar nichts mehr, seit dort auch mit Dollars bezahlt wurde, verdiente er nichts mehr. Überall hatte er gesucht, auf den Märkten, bei

Busunternehmern, auf Kaffeeplantagen, auf Baustellen als Maurer, wo er früher auch ab und zu Jobs hatte, oder als Steine Schlepper. Nichts. Dann kam der Brief von seinem Vetter aus Texas, aus Houston und er machte sich auf den Weg.

Das 1. Mal tappte er direkt vor Tapachula in eine Falle der „Migra“ und die brachten ihn zurück nach El Salvador. Das 2. Mal war er schon an Oaxaca vorbei, als ihn ein Gemüsehändler, für den er ein paar Tage lang Kisten geschleppt hat dafür nicht bezahlen wollte und ihn bei der „Migra“ verpiffen hat. Da gab er sich als „Chapin“ aus, als einer aus dem Hochland und das haben sie ihm geglaubt.

Fast hatte er es beim dritten Anlauf geschafft, war schon kurz vor Texas, wollte etwas außerhalb von Nuevo Laredo den Rio Bravo überqueren, wußte auch schon wie, da tauchte plötzlich ein „Migra“ Jeep auf. Er wurde wieder nach Tecum Umán verschleppt und nun steht er mit uns hier vor diesem riesigen Bild an der Wand, an dem er uns erzählt, daß wir dieses Bild auf dem Mexiko gemalt ist, einmal komplett durchqueren werden müssen.

Für ihn ist es doof, daß er jetzt wieder hier steht, für uns war es ein Glück, ihn zu treffen, dort am Fluß heute morgen, kurz nach dem die Sonne aufgegangen war und kurz nach dem wir auf dem Floß über den Fluß gebracht worden waren, von Guatemala nach Mexiko. Mitten im Fluß hört Guatemala auf, mitten im Fluß fängt Mexiko an. Dem Wasser ist das ziemlich egal, zu welchem Land es gehört. Auch die Fische kümmern sich nicht darum, in welchem Land sie schwimmen. Sie suchen ihr Essen und holen sich das, egal wo. Auch der Mann auf unserem Floß, der uns vor dem ersten Tageslicht zum anderen Ufer, zum mexikanischen Ufer bringen wollte, interessierte es wenig, daß er mit uns und seinem Floß eine Grenze überquerte. Er wollte nur Geld von uns, viel Geld und das auch bevor wir sein Floß in Guatemala betreten durften. Als wir es verließen, betraten wir Mexiko. Onkel José meinte, dies sei ein bedeutender Moment.

„Ernesto, nun sind wir schon in Mexiko. Bald werden wir in Texas sein.“ Onkel José hatte gerade diese hoffnungsvollen Worte an mich gerichtet gehabt, da kamen einige Männer von oben die Böschung zu uns ans Ufer herunter. Sie hatten Gewehre und Uniformen und versperrten uns in alle Richtungen den Weg.

„Na ihr Hurensöhne, was wollt ihr den hier? Dokumente, habt ihr Dokumente? Na wird's bald, los, zeigt sie! Zeigt uns eure Dokumente! Euch Penner können wir hier gerade noch gebrauchen.“

Onkel José wollte gerade ansetzen ihnen zu erzählen, daß wir doch gar nicht hier bleiben wollen, aber das interessierte diese Männer überhaupt nicht.

„Macht schon, macht endlich ihr Hurensöhne, wir sind nicht für eure Scheiß Probleme verantwortlich. Nicht die Bohne interessiert uns, wo ihr her kommt. Hier habt ihr nichts zu suchen. Niemand will Euch hier haben. Wir brauchen so ein Pack wie euch nicht. Hier, sucht euch ein Floß und fahrt dahin zurück, wo ihr verdammt noch mal herkommt. Oder fahrt zur Hölle.“

Einer der Männer, der bisher noch nicht ein Wort zu uns gesagt hatte, dafür aber ganz dicht neben mir stand und dessen Gewehr am Anfang auf mich zielte, der Mann kam ganz nah auf mich zu, faßte mich an, zuerst an meinem alten Gürtel, da fingerte er rum, dann faßte er mir in die Hosentaschen, hinten und vorne. Es war widerlich, fremde Hände in der Hosentasche zu spüren. Ich hatte Angst, ziemliche Angst, vor ihm und all diesen Männern mit ihren Waffen und Uniformen.

In meiner Hosentasche fand der Mann Mutters Scheine. Ihr Abschiedsgeschenk an mich, „für alle Fälle“. Diese „für alle Fälle“ Scheine zog er aus dem Plastiktütchen raus und hielt sie in die Höhe, so daß alle die Scheine „für alle Fälle“ von Mutter sehen konnten. Er begann laut zu lachen.

„Schaut euch diese Hurensöhne an, honduranische Vollidioten. Mit diesen lumpigen Lempiras wollen die beiden hier Strecke machen.“

Laut lachend zogen sie mit diesen lumpigen Lempiras davon. Zurück blieben Onkel José und ich, gerade eben in Mexiko angekommen, wozu Onkel José noch meinte, es sei ein bedeutender Moment gewesen. Eher bitter oder beängstigend war dieses Ankommen in Mexiko, na gut, dadurch auch bedeutend.

Mir war übel, ich verstand das alles überhaupt nicht, traute mich aber auch nicht zu fragen, denn Onkel José stand völlig niedergeschlagen neben mir.

„Sie haben mir meine letzten Dollars aus der Innentasche weggenommen, Ernesto. Weißt du, was das heißt: wir haben kein Geld mehr.“

Das konnte sicherlich nichts gutes heißen, war auf jeden Fall eine schwierige Sache. So zumindest wirkte Onkel José. In diesem Moment kam Roberto auf uns zu. Er hatte zugeschaut bei dieser Aktion der Männer in Uniformen und mit Gewehren um uns herum, den Männern der „Migra“, wie Roberto sie nannte.

„Ihr müßt gut aufpassen, damit ihr denen nicht noch einmal begegnet. Die nehmen uns alle aus, bis auf den letzten Peso. Du bist Illegal, bist Dreck und hast keine Chance, dich zu wehren. Übrigens, ich bin Roberto.“

So hat er sich uns vorgestellt, reichte uns die Hand dabei. Er war einer wie wir, der in den Norden wollte. Wir waren Weggenossen auf der gleichen Reise, der „ruta mortal“, der mörderischen Route, wie Roberto die Strecke nannte. Und wir waren erst am äußersten Zipfel dieses großen Landes in dem wir so bedrohlich empfangen wurden. Wir hatten kein Geld mehr – nichts, auch nicht mehr die Scheine von Mutter, die „für alle Fälle“. Roberto erzählte uns von einer Herberge, einer Unterkunft für Migranten in Tapachula, wo solche wie wir für ein paar Nächte sicher und umsonst schlafen können und auch eine Kleinigkeit zu essen bekommen. Nur ein Tagesmarsch von hier entfernt, auf einem sicheren Pfad, auf dem die „Migra“ nicht auftaucht. Er hat uns mitgenommen auf diesem Pfad zur Herberge mit dem großen Bild an der Wand, dessen ganze Fläche das Land Mexiko darstellen soll. Da stehen wir jetzt und überlegen, wie wir ohne Geld dieses große Land durchqueren können.

Wir sind nicht alleine. Um uns herum wird überall geredet, von einigen besonders laut, und es fällt mir schwer, Roberto und Onkel José richtig zu zuhören. Da erzählt Tomás aus Chinandega, wie er am Fluß ausgeraubt wurde, und Chema aus Choluteca und die Mädchen Ana, Rita und Teresa aus San Miguel haben ähnliche Geschichten. Ana meinte, sie hätten noch Glück gehabt, daß ihnen nicht mehr passiert sei. Mehr sagt sie nicht. Die meisten der Orte, aus denen die Anderen kommen, hab ich noch nie vorher gehört.

„Ohne Geld gibt es nur „die Bestie“, den langen Güterzug, der uns weiterbringt.“ Roberto zeigt auf dem Bild auf der Wand, welche Strecke der Zug nimmt. *„Hier sind wir, in Tapachula. Wenn wir es schaffen, hier an der „Migra“ vorbei auf den Zug zu kommen, dann können wir an einem Tag schon fast bis Oaxaca kommen.“* Sein Finger fährt seitlich im Bild leicht nach oben. Nicht wirklich weit, verglichen damit, daß unser Ziel erst ganz oben am Ende des Bildes ist.

„Wieso heißt der Zug die Bestie?“ Das möchte ich wissen. Roberto lächelt mich an.

„Die Lok ist ein Monster, irre laut und schwer. Sie schleppt unglaublich viele Waggons über die alten Gleise durchs Land, hupt ständig, fährt mal ganz langsam, dann schnell, bremst plötzlich heftig, einfach unberechenbar. Bist du erst mal drauf, fährst du umsonst, aber es ist wahnsinnig gefährlich. Du mußt ständig aufpassen, daß die „Migra“ dich nicht schnappt, daß du nicht runterfällst, daß du nicht ausgeraubt wirst.“ Roberto hat es schon einmal geschafft, mit dem Zug bis kurz vor Texas zu kommen. Eigentlich hat er schon nach Texas rüber geschaut, so dicht war er schon dran. Aber seine Geschichten über diese Reise sind heftig.

„Letztes Mal hab ich hier etwas außerhalb von Tapachula zwei Tage und zwei Nächte auf den Zug gewartet. Endlich kam er angeschnaubt und wir alle, die auf ihn gewartet haben, sind an ihm entlang gerannt, um den Aufsprung auf eines der vielen Trittbretter an diesen Waggons zu schaffen. Und es waren viele Waggons, vielleicht 30 oder 40 oder mehr. Du mußt höllisch aufpassen. Die Fahrt ist lang, eintönig, am Tag heiß und nachts recht kühl und du wirst müde. Aber du darfst nicht schlafen. Das ist das Wichtigste. Du mußt immer aufpassen, auf Alles. Wenn der Zug abbremst und du gerade nicht aufpaßt, wenn du dich nicht richtig festhältst in diesem Moment, rutschst du ab, fällst und die Räder fressen dein Bein.“

Das ist Roberto nicht passiert, er steht hier vor mir mit beiden Beinen auf dem Boden. Das beruhigt mich. Hoffentlich bleibt Roberto bei uns und nimmt uns mit zum Zug, schließlich weiß er Bescheid und Onkel José ist, seit wir in Mexiko sind, so ruhig, er sagt überhaupt nichts mehr. Dafür erzählt Roberto weiter.

„Irgendwann hielt dann der Zug plötzlich an. Wir dachten erst, da ist eine Kontrolle der ‚Migra‘, aber nein. Die Waggons mußten irgendwie hin und her gefahren werden, ein Zug kam uns entgegen und es gab nur ein Gleis. Die „Migra“ war nicht in Sicht und wir brauchten uns nicht zu verstecken. Aber nach diesem Manöver war noch eine andre Truppe auf den Waggons, Typen mit Macheten, einige hatten Pistolen. Die wollten von allen Migranten „Fahrgeld“, sagten es sei ihr Zug. Sie waren von der Mara Salvatrucha. Von dieser Bande hatte ich vorher schon gehört, daß sie die Züge kontrolliert, aber ich hab das nicht richtig ernst genommen, oder einfach nur gehofft, daß ich sie nicht treffen werde, daß es mich nicht treffen würde. Nun waren sie auf dem Zug, standen vor mir, wollten Geld. Ich hatte nichts mehr. Das glaubten sie mir nicht. Sie zogen mir die Schuhe aus, das Hemd, die Hose, alles, wirklich alles, was ich hatte. Sie

fluchten darüber, nichts bei mir zu finden und einer, ich glaub es war ihr Anführer, brüllte dann nur: Runter mit dem Scheißkerl. Und da stießen sie mich runter. Während der Fahrt, nackt, ohne Schuhe, ohne Alles.“

Zusammengekauert an der feuchten Wand eines Abwasserkanals unter einer Brücke, die so niedrig ist, daß wir wirklich nur hier sitzen können, warten wir auf den Zug. Mitten in Tapachula. Wie lange schon? Die Zeit kommt mir endlos vor. Diese Ewigkeit begann mit dem lauten Hupen der Bestie, mehrmals hintereinander. Es schallte durch die ganze Stadt, zumindest bis zu dem Viertel, in dem wir uns in einer kleinen, billigen Tacobude versammelt hatten. Es war unser Signal zum Aufbruch, kündigte uns an, daß ein Zug zusammengestellt wird, der sich irgendwann heute im Lauf des Tages auf den Weg machen sollte. Wir waren darauf vorbereitet, durch Robertos Erzählungen waren wir auf die Bestie vorbereitet, die unsere einzige Chance sein sollte, ohne Geld weiter zu kommen, auf diesem langen, noch vor uns liegenden, Weg nach Texas. Roberto kannte diese Stelle im Kanal, durch die Brücke gut verdeckt, nicht groß, aber doch ausreichend, noch vom letzten Mal. *„Hier sind wir erst mal sicher vor der „Migra“, hier kommen die nicht runter. Die fahren oben die Bahngleise ab, jagen dort die Migranten, bis der Zug abfährt“*. Er hat Recht, hier sind wir erst mal in Sicherheit. Schon ein paar Male sind Autos der „Migra“ oder der Polizei mit Blaulicht und Alarm an unserem Unterschlupf vorbei gefahren. Einmal war nicht weit von uns eine scharfe Bremsung mitten im Alarmgeräusch. Einer da oben piff ganz laut, dann kam ein Schrei: *„La Migra“*. Wir hörten schnelle Schritte, Leute rannten um die Wette. Ich betete für sie, die weg gerannt sind, hoffte, daß sie schneller waren und sich irgendwo wieder verstecken konnten. Zuerst wollte ich bei dem Schrei auch los rennen, aber Roberto gab uns allen das Zeichen, sitzen zu bleiben und vor Allem ruhig zu sein. Es war, als ob wir alle aufhörten zu atmen, um damit das einzige Geräusch, das wir sonst hier unten von uns gaben, auch einzustellen. Überhaupt, seit wir hier sitzen, ist so gut wie kein Wort gefallen. Ich wüßte auch nicht, was ich sagen könnte, so eingenommen bin ich von der Unruhe um mich herum. Alles könnte unser Ende sein, die Stimmen der Fußgänger, die den Weg zwischen Kanal und Bahngleis entlang gehen, die Autos, die permanent über die Brücke fahren und mich immer wieder

zusammen zucken lassen. Einmal, bei einem Laster, dachte ich, die Brücke stürzt zusammen und begräbt uns Alle unter sich. Das geduckte Sitzen ist anstrengend. Die Beine fangen an zu jucken, zu zappeln. Es ist unangenehm, ich möchte mich bewegen, hab Angst davor steif zu werden und dann in dem Moment, wo ich rennen werden muß, am Zug entlang rennen, um den Aufsprung zu schaffen, daß ich dann steif und unbeweglich bin und nicht mehr aus diesem niedrigen Kanal vorkriechen kann.

Keine Ahnung, wie lange wir hier schon sitzen, keine Ahnung wie lange wir hier noch sitzen werden. Immer wieder startet die Bestie ihr eindringliches Hupkonzert. Sie ruckelt nach vorne, bleibt stehen, hupt einmal, zweimal, immer wieder. Auf der Brücke bleiben Autos stehen, Fußgänger kommen auch nicht mehr über die Gleise, dann setzt sie wieder zurück, kuppelt neue Waggons an, bleibt wieder stehen. Es macht mich irre, müde und irre. Ich hab Hunger, müßte dringend pinkeln, aber Roberto meint, wir dürfen uns hier nicht bewegen, nicht rausgehen, das sei zu gefährlich. Er vertröstet auf die Dämmerung. Dann kann man schon mal kurz vor die Brücke gehen. Solange wird es noch dauern, bis alle Waggons an die Lok angekuppelt sind.

„Es wird gleich dunkel Leute“, flüstert uns Roberto zu. „Wir werden erst im Dunkeln los kommen. Das ist einerseits besser, wegen der „Migra“, aber andererseits gefährlicher beim Aufspringen. Wir sehen den Boden nicht, auf dem wir rennen müssen. Ihr müßt alle hochkonzentriert rennen.“

Ich bin jetzt schon müde. Wie soll ich das aushalten bis zur Dunkelheit und dann noch hochkonzentriert rennen, wo ich nicht einmal richtig weiß, was dieses Wort bedeutet, das Roberto gerade gesagt hatte? Ich bin froh, wenn ich dann überhaupt noch rennen kann und dann soll ich schnell rennen und aufspringen. Und dann beginnt im Dunkeln die lange Fahrt und wir dürfen nicht schlafen oder nur abwechselnd. Das Gehupe macht mich fertig, es ist so laut und eindringlich und geht durch meinen ganzen Körper hindurch, jedesmal. Die Bewegungen draußen werden schemenhafter, die Dunkelheit setzt ein und gleich wird sie sich über die Gleise, über den Kanal, die Straßen und Wege und Häuser gelegt haben und über die Bestie, die mit einem einäugigen Strahler die Gleise vor sich erhellt. Roberto meint, wir sollten jetzt die Sandwichs essen, die wir von der Migrantenherberge für den Weg mitbekommen haben, damit wir kräftig sind, wenn wir gleich los rennen müssen. Wir packen die

aus, aber ich hab keinen Hunger, viel zu groß ist meine Angst vor diesem Monster von Zug, der nun schon seit Stunden über uns mit lautem Hupen und Krächzen vor und zurück, vor und zurück und immer wieder vor und zurück fährt. Ein Monster aus Eisen und Stahl, schwer, behäbig, laut. Zwei Bissen schaff ich, dann fängt mein Magen an zu würgen. Es geht nicht. Das Sandwich pack ich wieder ein, vielleicht für nachher, auf dem Zug, wenn ich meinen Platz gefunden hab, einen sicheren Platz, der es zu läßt, das Sandwich auszupacken und genüßlich auf zu essen. Davon träume ich, sehe mich da sitzen, auf einem dieser vielen Trittbrettern zwischen den Waggons, schon außerhalb der Stadt, vielleicht sogar schon außerhalb des nächsten Bahnhofs, auf dem Weg nach Texas. Zumindest in diese Richtung.

„*Ich glaube, jetzt ist es soweit*“. Roberto schaut aus dem Kanalloch nach oben. Das Hupen wird eindringlicher, hört überhaupt nicht mehr auf, schallt durch diese Kanal Rinne, an den Bahngleisen entlang, in die umstehenden Häuser, die Autos, die Mopeds, in unsere Ohren. So laut, so eindringlich. Das Fahrgeräusch des Zuges wird auch lauter, und Roberto ruft kurz: „*Er beschleunigt, kommt, es ist soweit*.“ Wir schleichen unter der Brücke hervor, rennen kurz im Kanal ein Stück, bevor wir nach oben klettern, zum Bahngleis. Die Lok ist schon an uns vorbei. Vorne weg leuchtet der einäugige Scheinwerfer. Es sieht gespenstisch aus. Von überall kommen Menschen aus dem Dunkel, kommen an die Gleise, laufen neben den Waggons, versuchen mit der Geschwindigkeit des Zuges mitzuhalten. Ich renne hinter Roberto, hinter Onkel José, hinter mir rennen andere. Die sehe ich nicht, höre nur Laufschritte und vermute, daß sie es sind. „Jetzt“ ruft Roberto und greift in eine Verstrebung des Waggons, zieht sich an ihr hoch, danach Onkel José, er zieht sich hoch. Beide stehen auf dem Trittbrett, winken, rufen: „los kommt“. Ich renne und renne und obwohl ich auf der Höhe der Verstrebung bin, fasse ich nicht zu. Der Lärm der Lok macht mir Angst, der Lärm der Waggons, die scharrenden Räder, das Quietschen von Eisen auf Eisen.

„*Mach schon Ernesto, mach doch endlich*“. Onkel José winkt mir zu, schreit mir zu. Das reißt mich aus der Angst. Ich sehe die Verstrebung, traue mich zuzugreifen und spüre seine Hand. Er zieht mich hoch, ich hab's geschafft, bin auf dem Trittbrett mit Robert und Onkel José. Auf dem Trittbrett uns gegenüber sitzen andere

Migranten, Unbekannte. Die hab ich noch nie gesehen. Sie sagen nichts, beäugen uns genauso wie wir sie. Sind sie auf unserer Seite, sind sie Leute wie wir, sind es Bandenmitglieder? Worte zu verlieren, wäre nutzlos. Wir können nur hoffen.

Tapachula liegt schon weit hinter uns. Noch immer ist es stockduster. Die Nacht ist noch nicht vorbei. Wieviel noch fehlt, bis der Tag uns sehen läßt, durch welche Gegenden wir fahren, weiß ich nicht. Als unzählbare Minuten rauscht die Zeit an mir vorbei, unaufhaltsam. Auf dem Trittbrett gegenüber schlafen die Männer. Alle. Sie haben keine Wache wie wir. Ich geh davon aus, sie sind wie wir. Sonst hätten sie uns schon längst überfallen. Aber wir halten an unserer Wache fest. Erst war Roberto dran, dann Onkel José, dann ich, dann Roberto, dann Onkel José und so weiter. Nun bin ich wieder dran. Es ist verdammt spät und mir ist ziemlich kalt. Das Sandwich hab ich längst auf gegessen, der Magen knurrt weiter. Hätte gern mehr zu essen, vielleicht auch ein warmes Getränk, einen dünnen Kaffee oder Tee. Das Fahrgeräusch ist einschläfernd, immer gleich, monoton, ich darf ihm nicht folgen. Das hatte Roberto noch gesagt: „Konzentrier dich bloß nicht auf die Räder, auf die Geräusche der Räder, sonst schläfst du ein und kannst nicht Wache schieben.“ Ich bemühe mich, nicht auf die Geräusche der Räder zu hören. Vielleicht sollte ich mir die Landschaft anschauen und sehen, was hier wächst, was ich davon kenne. Der Mond leuchtet ein bißchen, durchbricht das tiefe Nachtdunkel mit schemenhaften Erscheinungen, die ständig am Zug vorbei huschen.

Irgendwie fühl ich mich ein wenig glücklich hier auf diesem Trittbrett mit den schlafenden Männern gegenüber und Roberto und Onkel Jose schlafend auf unserem Trittbrett. Vielleicht kommt ja bald wieder eine Stadt. Mal sehen, ob ich was erkennen kann, dann denk ich auch nicht mehr ans Schlafen. Dann muß ich alles, was ich sehe, den Anderen später erzählen, die jetzt auf dem Trittbrett mit angezogenen Beinen schlafen. Ich steige über Roberto rüber, freu mich über sein Schnarchen. Es ist so gut, daß wir ihn getroffen haben und daß er uns mitgenommen hat. Mit seinen Erfahrungen haben wir den Zug erreicht und sitzen nun auf ihm. Ein schönes Gefühl. Zum ersten Mal seit langem spüre ich ein schönes Gefühl in mir.

Hab den Rand des Trittbretts erreicht, halt mich an den Streben fest und häng mich ein wenig zur Seite raus. Ganz weit vorne flackern

Lichter. Bestimmt sind das die Lichter einer Stadt. Das ist gut so, Roberto meinte noch, das sei ein Zeichen, daß wir vorankämen. Ich werd mir die Lichter merken und ihnen nachher davon erzählen. Ein heftiger Schlag trifft mich ins Gesicht, an die Schulter, über den Arm, zieht an mir, ich komm ins Trudeln, kann mich nicht halten, verliere mein Gleichgewicht, falle, falle wirklich. Ich schreie um Hilfe, niemand hört es, die Räder sind lauter. Das Trittbrett ist weg. Ich sehe nichts mehr. Ein wahnsinniger Schmerz brennt in meinem Oberarm, so heftig, so wahnsinnig heftig. Um mich wird es dunkel, tief dunkel, das Geräusch der Räder rennt über mich hinweg. Ich kann es nicht aufhalten, nicht das Geräusch, nicht die Hitze im Oberarm. Kein Schrei der Welt könnte es aufhalten.